

Stefan Scheiblecker

Elf Zentimeter

Ein Mann packt aus

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2012

Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

© 2011 Edition a, Wien (www.edition-a.at)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Katharina Krones

Umschlaggestaltung: Rainer Erich Scheichelbauer

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-78528-7

2 4 5 3 1

Elf Zentimeter

1

Im Juni machte ich mit meinem Vater und meinem besten Freund Jakob einen Motorradausflug ins Gebirge. Am frühen Morgen, gleich nachdem uns meine Mutter ein ausgiebiges Frühstück zubereitet hatte, brachen wir auf. Wir fuhren den Halbach entlang und folgten später der von dichtem niederösterreichischem Wald und schroffen Felsen gesäumten Höllental-Bundesstraße. Das gleichmäßige Rauschen der Schwarza untermalte den Gesang unserer Maschinen.

Jakob fuhr an der Spitze. Auf einer Geraden drosselte er das Tempo, sodass ich ihn einholen konnte und wir kurz Kopf an Kopf fuhren. Im nächsten Moment winkte er, drehte den Gasgriff auf Anschlag und verschwand hinter der nächsten Kurve. Ich lächelte in meinen Helm und nahm die Verfolgung auf. Es war ein herrliches Gefühl, über den Asphalt zu schweben, in den Kurven zu liegen, eins zu sein mit der Straße und zu jedem Zeitpunkt zu wissen, dass meine Yamaha immer noch mehr hergeben würde. Hinter mir folgte mein Vater auf seinem schweren Chopper.

Dann ein Krachen hinter der nächsten Kurve. Ich bremste, aber es war zu spät. Ein roter Kombi hatte Jakob die Vorfahrt genommen. Als er in mein Sichtfeld kam, flogen gerade die Karosserieteile durch die Luft. Jakob war gegen die Fahrertür des Wagens geprallt.

Ich durfte ihn auf keinen Fall überfahren. Ich bremste möglichst vorsichtig, um die Kontrolle über die Maschine nicht zu verlieren. Sie entglitt mir trotzdem, und ich sah, wie ich mit dem Vorderrad um Haaresbreite am Kopf meines am Boden

liegenden Freundes vorbeischrämte. Im nächsten Moment prallte ich gegen sein Motorrad, wurde in die Luft geschleudert und sah durch das Visier lange Zeit nichts als den blauen Himmel. Ich betete, dass Jakob noch am Leben war und dass mein Vater rechtzeitig bremsen oder ausweichen würde können, und versuchte, mich im Flug so auszurichten, dass ich beim Aufschlag am Asphalt möglichst unbeschadet bleiben würde. Dafür blieb mir erstaunlich viel Zeit. Ich sah noch Sabines Gesicht vor meinen Augen aufleuchten, dann nichts mehr.

Für ein paar Augenblicke kam ich im Krankenwagen und in der CT-Röhre des Krankenhauses zu Bewusstsein. Endgültig wachte ich erst auf, als mir eine blond gelockte Krankenschwester mit der Taschenlampe in die Augen leuchtete. Ich lag in einem Bett am Gang und mir war so gut wie nichts passiert. Ich hatte bloß eine Gehirnerschütterung erlitten und mein linker Arm war gebrochen. Zwei oder drei Tage sollte ich zur Beobachtung bleiben.

Meinem Vater war glücklicherweise nichts passiert. Als ich zu mir kam, trank er gerade mit meiner Mutter in der Kantine Kaffee. Jakob hatte es schlimmer erwischt. Sein rechtes Bein war zertrümmert und dazu kamen noch zwei gebrochene Rippen. Seine Wirbelsäule war aber in Ordnung. Er hatte keine bleibenden Schäden davongetragen.

Ein Krankenpfleger schob mein Bett in das Zimmer, in dem auch Jakob lag. Wir waren recht gut gelaunt, weil wir den Unfall überlebt hatten. Gegenseitig erzählten wir uns, was das für ein Gefühl gewesen war.

»Voll geil«, meinte Jakob.

Nach dem Abendessen ging ich auf der Station spazieren. Ich war nicht zum ersten Mal im Landesklinikum Lilienfeld.

Sieben Jahre zuvor hatte ich ihm schon einmal einen unfreiwilligen Besuch abgestattet. Der Aspekt des Heldenhaften fehlte damals allerdings gänzlich. Im Gegenteil. Ich sorgte beim Nachtdienst zu meiner unendlichen Schmach für einige Belustigung.

Damals, mit siebzehn, hatte ich von einer in Indien und in arabischen Ländern gebräuchlichen Methode der Penisverlängerung gelesen, der sogenannten »Jelq-Massage«. »Jelq« bedeutet auf Arabisch so viel wie »melken«. Dem Artikel zufolge betreiben in diesen Ländern junge Männer ab ihrer Pubertät bis zu ihrer Hochzeit diese Art der Massage. Dabei massieren sie ihr Glied mit Daumen und Zeigefinger, so ähnlich wie man eine Kuh melkt. Sie setzen zwei Finger an der Wurzel an und gleiten damit bis knapp unter die Eichel. Dort angekommen wiederholen sie das Ganze mit der anderen Hand und so weiter.

Ich entwickelte die Jelq-Massage gleich zu einer Kombinationsmassage aus »Melken«, »Abwürgen« und »Massieren« weiter, weil ich damit schneller Erfolg zu haben hoffte. Dabei unterliefen mir einige böse Fehler. Erstens darf die Jelq-Massage nur im schlaffen Zustand des Penis durchgeführt werden und zweitens darf er dabei nicht mit Ringen oder Bändchen abgebunden werden. Das kann, wie ich zu spät herausfand, unter anderem zu Gefäßschäden, blauen Flecken und zu einer Verengung der Harnwege führen.

Zunächst zog ich einen Metallring – eigentlich ein Kugellager – über. Damit onanierte ich ein wenig, während ich in einem Pornomagazin blätterte. Als meine Erektion stärker wurde, wechselte ich zur Melk-Massage. Dass sich mein Penis nach wenigen Minuten bläulich verfärbte, hielt ich für eine verschmerzba-re Nebenwirkung.

Erst als es höllisch wehtat, wollte ich den Ring wieder abnehmen. Bloß ging das nicht mehr.

Nur die Ruhe, dachte ich. Ich versuchte zu ejakulieren, um die Erektion loszuwerden. Keine Chance. Die Schwellkörper pressten offenbar die Harnröhre zu.

Ich lief ins Bad und kühlte mich mit eiskaltem Wasser. Nichts zu machen. Rasch überzeugte ich mich davon, dass meine Eltern und meine Großmutter schon schliefen, kleidete mich hastig an, rannte hinaus und schwang mich aufs Moped. Unterwegs wurde der Schmerz immer schlimmer. Die Vibrationen im Sattel waren in meinem Zustand unerträglich.

Im Krankenhaus krümmte ich mich unter Schmerzen mehr als eine Stunde lang im Warteraum, ehe sich der diensthabende Arzt mit einem Kaffeebecher in der Hand meiner annahm.

Er fragte mich laut, was ich für ein Problem hätte. Ich flüsterte beschämt, dass dieses Problem mit meinem Geschlechtsteil zu tun habe. Im Ambulanzzimmer ging er die Sache dann mit angenehmer Professionalität und einem Gummihandschuh an.

»Mit Gleitgel bekommen wir das jedenfalls nicht herunter«, sagte er, nachdem er mein bestes Stück leicht mit dem Zeigefinger angestupst hatte.

Ich musste mich rücklings auf einen Tisch legen. Eine Schwester spazierte herein und grüßte freundlich.

Der Arzt machte sich mit einer Oszillationssäge ans Werk. Das ist eine Säge, deren Blatt sich so schnell bewegt, dass es zwar harte Gegenstände durchsägt, weiches Gewebe aber unversehrt lässt, weil es mit den schnellen Bewegungen einfach mitschwingt. Wenn einem ein dicker Eisenring den Schwanz abklemmt, lernt man solche technischen Errungenschaften wirklich zu schätzen.

Der Arzt lobte mich dafür, dass ich unverzüglich ins Krankenhaus gekommen war. Andererseits schalt er mich, weil ich einen so breiten Ring verwendet hatte und nicht zumindest den von einem Schlüsselbund. Er wies mich darauf hin, dass ich in jedem Sex-Shop einen Penisring aus Gummi kaufen könne.

Die Prozedur dauerte mehr als eine Stunde. Während der Arzt sägte, fragte er mich, was ich eigentlich vorgehabt habe. Ich zierte mich zuerst. Erst als er über einfache und ungefährliche Arten der Masturbation zu reden begann und sich anschickte, mir seine eigenen Praktiken zu schildern, erklärte ich ihm mein eigentliches Motiv.

»Du findest ihn also zu klein?«, fragte er.

Ich nickte.

»Glaubst du denn, andere Männer sind besser bestückt?«

»Ja.«

»Aha.«

»Ich sehe das doch immer nach dem Sport beim Duschen«, sagte ich.

Die Krankenschwester gab ein Geräusch von sich. Ich hatte ihre Anwesenheit verdrängt.

»Das ist nicht zum Lachen, liebe Marianna«, sagte der Arzt.

Ich wurde rot. Die Schwester war hübsch und kaum älter als ich. Vielleicht war sie aus der Gegend.

»Weißt du, wie tief eine durchschnittliche Vagina ist?«, fragte er.

»Nein«, sagte ich.

»Wissen Sie es, Marianna?«

Das Geräusch, das die Schwester von sich gab, klang jetzt auch für mich eindeutig nach Kichern. Ich vermutete, dass sie ihrerseits rot geworden war.

»Nicht lachen«, sagte der Arzt zu ihr. »Es sind zehn bis zwölf Zentimeter. Und die empfindsame Zone ist ohnehin eher außen. Sie reicht nur etwa sieben Zentimeter hinein.« Seine blauen Augen wirkten kühl und freundlich.

Ich seufzte.

»Hast du ihn schon einmal abgemessen?«, fragte er.

Ich schwieg.

»Ah, jetzt wären wir auf der einen Seite durch«, sagte der Arzt und gab der Schwester Anweisungen. Er musste auf der anderen Seite des massiven Rings weitermachen, um ihn abzubekommen.

»Gleich haben wir es«, sagte er. »Na? Wie viele Zentimeter hat er?«

»Wer?«, stotterte ich.

»Du weißt schon.«

»Zwölf«, sagte ich.

Das war gelogen. Meine letzte Messung hatte nur knapp elf Zentimeter ergeben, und schon das war eine Frage der Perspektive gewesen.

»Na bitte«, sagte der Arzt. »Dann ist doch nichts verloren. Zu große Penisse sind sogar oft von Nachteil, hast du das gewusst? Das tut den meisten Frauen weh, weil er dann am Gebärmuttermund anstößt. Außerdem kommt es doch ohnehin mehr auf die Dicke an. Was meinen Sie, Marianna?«

»Herr Doktor!«

Wieder war ein Kichern dabei. Ich malte mir aus, wie der Nachtdienst im Landesklinikum so aussah. Vielleicht war sie auch wirklich verlegen. Mir tat die Ablenkung jedenfalls gut.

»So, das wäre geschafft.«

Als der Ring weg war, floss mein Sperma ab. Ich schämte mich in Grund und Boden. Der Arzt reichte mir ein Tuch, das